

(Nachdruck verboten.)

51

Der Baumeister.

Roman von Felix Holländer.

Sechstes Kapitel.

Kessler saß im Wagen, haute und träumte.

Er dachte dann an seine Jugend zurück, die armselig und freudlos gewesen war. Er hatte einen Vater gehabt, der mit dem Kopf durch die Wand gewollt und von seiner Auffassung des Rechtes nicht um Haaresbreite abgegangen wäre. Daraus hatten sich für ihn ewige Konflikte ergeben, und dieser Mensch, voll der reichsten Anlagen und von einer ungeheuren Arbeitskraft, geriet immer mehr ins Hintertreffen und ins Unglück. Mittelmäßige Köpfe überholten ihn, machten Karriere, kamen schnell und glücklich vorwärts . . . und er stand im Dunkeln, biß sich immer mehr in seinen Bohn und seine Bitterkeit hinein, und schließlich wollte niemand mehr mit ihm zu tun haben; er galt für einen Querknacker und schroffen Sonderling.

Die Familie kam ins Unglück, man mußte fremde Leute ins Haus nehmen, Zimmer vermieten, nur um den kärglichen Lebensunterhalt zu fristen, und die gereizte, vergrämte Art des Vaters kam den Kindern nicht zugute. Sie spürten eine harte, unbarmherzige Hand, die die kleinsten Vergehungen ahndete, und hörten nie ein gutes Wort — Liebsjungen oder gar Zärtlichkeiten lernten sie nie kennen. Der Vater grockte und haderte mit dem Schicksal, und die Mutter hatte alle Hände voll zu tun, damit der Haushalt nicht zugrunde ging. Diese ganze Jugend war für ihn und die Schwester eine Zeit des Seelen- und Magenhungers, an die sie nur mit tiefster Bitterkeit zurückzudenken vermochten.

Kessler war von klein auf ein scharfer Beobachter gewesen. Er studierte seine Umgebung. Er erkannte sehr schnell, daß man die Menschen nur dann schlecht behandeln durfte, wenn man das Heft völlig in den Händen hatte, daß man dagegen mit ihnen paktieren mußte, solange man noch nicht auf der Höhe stand. Alle Anlagen fruchteten zu nichts, wenn man seine Kräfte in einem aussichtslosen, ungleichen Kampf auftrieb. — Das hatte sein Vater getan, und daran war er gescheitert. Rechthchkeitsfanatismus war auch eine Krankheit. Er wollte nicht in diesen Fehler verfallen. Er hatte aus dem verfehlten und verpöbten Dasein seines Vaters sich seine Lehre gezogen. Auch er besaß keine Anlage, sich zu beugen und zu ducken — aber sein Lebensgrundsatz war: die Menschen zu studieren, ihre Schwächen sich zunutze zu machen, Kompromisse zu schließen, wenn es sein mußte, geschickt zu ladvieren und sein eigenes Inneres zu verbergen; niemandem zu vertrauen und hartnäckig, ohne Rücksichten, auf sein Ziel loszugehen.

Er sah diesen alten Mann mit den glatt zurückgekämmten grauen Haaren, der machtvollen und prachtvollen hohen Stirn und den großen, grauen, strahlenden Augen, dessen zweites Wort immer gewesen war: Lieber verhungern, als seinen ehrlichen Namen verlieren! Geld und Gut konnte man, wenn einem das Schicksal lachte, allenfalls zurückerobern . . . den verlorenen Namen nie mehr.

Dieser lächerliche Stolz auf den ehrlichen, reinen Namen, den er sich makellos bewahrt hatte, gab ihm Haltung, Würde und einen gewissen Hochmut bis zum Tode.

Alle diese Erinnerungen stürmten auf Kessler ein — sie belasteten ihn und drückten ihn nieder. Mit seinem „guten Namen“ und seinem Ehrlichkeits- und Aufrichtigkeitswahnwitz war sein Vater so gut wie zugrunde gegangen. Man konnte ja auch ein anständiger Mensch sein, ohne das Herz auf der Zunge zu tragen. Man konnte sich des besten Rufes und Ansehens erfreuen, auch wenn man auf Seitenwegen ging . . .

Kessler hatte während dieser Fahrt das Empfinden, als stünde er vor wichtigen Lebensentscheidungen. Er war an einem Kreuzweg angelangt — das fühlte er mit Gewißheit. Er wünschte das Bild des Vaters, das ihn wie ein Schatten verfolgte, loszuwerden. Er wünschte vor allem, diesen elenden und unfruchtbaren Rechthchkeitsbegriff, mit dem er nichts, aber auch gar nichts anzufangen wußte, ein für allemal auszuscheiden. Für kleine Spitzbuben, die alles von der Kante der Magenfrage aus beurteilten, mochte er gelten — nicht aber für die, die das große Ziel winken sahen, die riesige Kräfte in sich spürten und über das Mittelmaß hinausgewachsen waren. Solche Naturen

arbeiteten nicht für sich, nicht für die Befriedigung des eigenen Ehrgeizes — sie waren Werkzeuge der Vorsehung, um Kultur zu schaffen, neue Straßen zu eröffnen und neuen Möglichkeiten Raum zu gewähren. Und zu dieser Sorte von Leuten zählte er sich. Wer den großen Zweck und die Erfüllung sah, durfte sich nicht durch schwächliche Gewissensgründe von der Anwendung aller Mittel zurückhalten lassen . . .

„Basta!“ sagte er laut und erschrak über den Ton seiner eigenen Stimme, die hart und unwirsch klang.

„Wenn ich mir überhaupt nur solche Gedanken mache,“ sagte er zu sich, „so beweise ich eigentlich schon damit, daß ich aus faulem Holz bin. Man hat nur einen Punkt zu sehen — eine gerade Linie — ein Ziel; alles Grübeln und Spintisieren ist von Uebel, hält einen auf und untergräbt die beste Kraft.“

Er richtete sich auf. Der Wagen fuhr die Tiergartenstraße entlang.

„Fahren Sie etwas rascher!“ rief er dem Kutscher zu, „nach dem Potsdamerplatz, und von da aus die Leipzigerstraße hinunter!“

Er lachte von ungefähr auf.

„Jetzt müßte ich Drenkwitz treffen! Mit gepumpten dreihundert Mark und ohne alle Aussichten fahre ich im Wagen spazieren! Der würde Augen machen . . .!“

Ach, dieser Drenkwitz! Er fiel ihm mit seiner Treuherzigkeit auf die Nerven.

Donnerwetter! War das nicht Herr Freitag?

„Kutscher! Langsam fahren! Halten Sie mal!“

Nichtig, er war's!

„Guten Morgen, Herr Freitag — guten Morgen!“

Der kleine Herr, der in sich versunken, Schritt für Schritt gleichsam zu messen schien, blickte sich nach allen Seiten verwundert um. Er war ohne Ueberzieher und hatte den Rock tragen über den Hals geklappt. Er schien zu frieren.

„Ich bin's, Herr Freitag!“

Jetzt erst erblickte er Kessler in seinem Wagen zurückgelehnt. Er sah ihn großmütig an.

Kessler winkte ihm lebhaft.

„Bitte, fahren Sie doch ein wenig mit,“ sagte er, als der kleine Herr an seinen Wagen herangetreten war. Mit einer kräftigen Bewegung half er ihm hinein.

„Ich wollte ja eigentlich gar nicht,“ sagte Freitag. Aber der Wagen rollte bereits davon.

„Seit wann halten Sie sich denn einen Wagen?“ fragte er.

„Schon seit ein paar Monaten,“ entgegnete Kessler leicht hin. „Man gewinnt Zeit und spart Geld.“

„Ich habe Sie aber doch nie fahren sehen,“ meinte Freitag.

„Das will ich meinen! Ich habe es bis jetzt immer vermieden, mich vor unserem Hause absetzen zu lassen. Wozu brauchen die Leute zu wissen, daß ich mir einen Wagen halte? Ebenjowenig würde ich mich an Ihrer Stelle mit dem Schimmel zeigen. Wie gesagt — ich halte das für sehr unklug. Das weckt in den Leuten Größenvorstellungen, die sie verwirrt machen. Diese Bande ist so heimtückisch und beschränkt . . .“

„Glauben Sie, daß man gegen mich etwas im Schilde führt?“ fragte Freitag und riß die Augen noch weiter auf.

„Ich habe nicht die geringsten Anhaltspunkte, und dennoch warne ich Sie. Wie gesagt — ich warne Sie!“

„Man kann nie wissen, was einem bevorsteht,“ sagte Freitag.

„Nein, das kann man nicht wissen!“

Freitag drückte plötzlich und ohne jeden Grund Kessler die Hand.

„Ich danke Ihnen aufrichtig.“

„Bitte sehr, ich halte es für meine Pflicht, Sie zu warnen . . .“

„Sie sind Baumeister?“ fragte Freitag zerstreut. „Ich habe es nämlich auf Ihrer Karte gelesen. Sie erinnern sich, Sie gaben mir gestern eine Karte,“ setzte er beinahe entschuldigend und schüchtern hinzu.

„Gewiß, gewiß, ich erinnere mich dessen ganz genau. In der Tat, ich bin Baumeister.“

„Was bauen Sie eigentlich?“ forschte Freitag weiter.

„Im, ich habe in Lübeck eine Kirche gebaut, in der Kolonie Brunwald mehrere Villen und bin eben dabei, am Rollendorfplatz ein großes Theater zu errichten. Dieses Theater,“ schloß er mit Nachdruck, „wird eine Sehenswürdigkeit werden!“

„Sind dazu nicht enorme Summen nötig?“

„Millionen!“

„Und wer gibt die?“

Kessler lachte von oben herab.

„Wenn Sie ahnten, wieviel Leute sich zu solchen Unternehmungen drängen! Uebrigens, ich nehme das Geld nur von Prima-Leuten. Man muß da sehr vorsichtig sein — glauben Sie's mir. Ich für meinen Teil lasse mich nicht mit jedem ein. Uebrigens bin ich selbst mit einer gewissen Summe beteiligt. Ich danke bestens dafür, mich bloß für andere zu schinden! Das wird nämlich, im Vertrauen gesagt, ein Unternehmen, an dem ungeheuer viel Geld verdient werden wird! — Aber verzeihen Sie, das kann Sie ja gar nicht interessieren!“

„D doch,“ antwortete Herr Freitag, „das interessiert mich schon. — Und Sie meinen wirklich, ich soll aus dem Hause ziehen und meinen Schimmel aufgeben?“

Kessler war verblüfft über diese sprunghafte Frage. Eine Sekunde fixierte er Herrn Freitag scharf.

„Den Schimmel wenigstens würde ich unter allen Umständen aufgeben.“

„Habe ich Ihnen gesagt, daß ich Rittmeister außer Dienst bin?“

„Ja, das haben Sie mir gesagt.“

„Nun, begreifen Sie das nicht, was es für mich heißt, mich von dem Tier zu trennen?“

„Ich begreife das sehr wohl — durchaus begreife ich das. Aber wie die Dinge einmal liegen . . .“

„Ich stimme Ihnen bei,“ unterbrach ihn Freitag, „daß dieser Schimmel die Aufmerksamkeit der Leute erregt, daß sie daraufhin Schlüsse ziehen, die absolut grundlos sind . . . Uebrigens — sagte ich Ihnen? Ich habe immer meinen Revolver bei mir liegen. Ich gehe auch nie ohne Revolver aus. Der Gebrannte fürchtet sich vor dem Feuer . . . Sie sollten nur meine Erfahrungen haben! — Nein, das wünsche ich Ihnen nicht!“

Seine Augen funkelten. Er brach ab und stierte vor sich hin. Nach einer kleinen Weile fing er von neuem an:

„Wissen Sie, mein Herr, daß ich mir einen Rennstall halten könnte, wenn es mit rechten Dingen zuginge? Meinen Sie, ich sehe Ihnen nicht an, was jetzt in Ihnen vorgeht? Sie halten mich für närrisch! Leugnen Sie es nicht, Sie halten mich für närrisch! Und dennoch wiederhole ich Ihnen: Ich könnte mir einen Rennstall halten!“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Musikleben.

Ein — oder das andere Mal haben wir bereits auf Max Reger aufmerksam gemacht. In den letzten Tagen wollte der Komponist hier und gab ein paar Konzerte mit eigenen Kompositionen. Das eine, das wir hörten, war ein Viederabend von Klara Rahn aus München unter Mitwirkung des Genannten. Max Reger ist der kommende oder schon gekommene Mann, vorerst allerdings mehr nur für engere Kennerkreise. Die Hochachtung und respektvolle Propaganda, die er bei diesen Anhängern (größenteils Orgelpfeiern) besitzt, ist in der Hauptsache gerechtfertigt. So heikel auch Vergleiche sind: es trägt doch zur Aufklärung bei, wenn man hier von einem zweiten Anton Bruckner spricht. Beiden gemeinsam ist das ganz eminente sachtechnische Können, ist ferner etwas von ländlich schulmeisterlicher Natur und von einer Vereinigung schlichter Kindlichkeit mit den subtilsten Höhen kompositorischer Virtuosität. Seit Generationen waren wohl zwei solche Könner nicht wieder da. Bruckner ging freilich mehr noch als Reger im Instrumentalen auf; dieser hat zwar an Quantität und Qualität wohl das meiste in seinen Orgelwerken, Klavier- und Kammermusikstücken geleistet, scheint aber nicht weniger nach der Bedeutung eines Gesangs-komponisten zu streben. Dies gelingt ihm insofern, als seine Gesangsstimmen nicht etwa lediglich eine füllende Ergänzung zu dem sind, was das begleitende Instrument tut; und zu den Vertretern der Bedeutung des Ausdruckes in der Kunst gehört Reger jedenfalls in ganz hervorragender Weise. Aber aus dem heraus, was eigentlich die Welt der Singstimme ist, sind seine Gesangswerke doch nicht geboren. Wir sind mit ihnen und mit ähnlichen Kompositionen bei dem entgegengesetzten Extreme zur alten Luxuswelt des Veier- und Koloratur-gesanges angelangt.

Unter solchen Umständen erwerben sich Sänger oder Sängerinnen doppeltes Verdienst, wenn sie für einer derartigen Komponisten eintreten. Die genannte Dame sang sechs Lieder des Komponisten mit feiner Begleitung am Klavier, nachdem sie einigen früheren Kompositionen ebenfalls etliche Vorträge gegönnt hatte. Die von Reger gewählten Liedertexte sind vorwiegend sehr einfache, zum Teil volksliedmäßige Dichtungen; daneben stehen einige Stücke von phantasti-

schem Gefühle. Der übermäßige Reichtum, den Reger sozusagen in jedem kleinsten Teilchen seiner Kompositionen entfaltet, geht zum Teil über die schlichten Vorlagen hinaus, beispielsweise bei dem Gedichte von Gustav Falke: „Meinem Kinde“. Des Komponisten Humor ist fein, aber klein, was allerdings die Erinnerung an Anton Bruckner zugunsten dieses Großen steigert. Besonders viel Eindruck machte das Gedicht „Waldeinsamkeit“ aus einer Sammlung „Schlichte Weisen“. Die Gestaltung großzügiger geschlossener Themen ist Regers Sache nun allerdings nicht. Was er dagegen auch nur an rhythmischen und metrischen Reichtümern entfaltet, ist allein schon eine eigene Welt.

Das Gesagte bildet schließlich doch nur eine Variation der vielgehörten Klage, daß wir mit unserer modernen Kompositionsweise bei einer bis zum Verwickeltesten entwickelten Kunst angelangt sind. Eine merkwürdige Ironie des Schicksals ist aber der Umstand, daß dieser Sachlage keine Analogie in der gegenwärtigen Musiktheorie entspricht. Vielmehr geht gerade bei dem hauptsächlichsten Kompositionslehrer Regers, bei Hugo Riemann, die Theorie der Harmonien dahin, daß einigen wenigen die übrigen untergeordnet werden, und daß diese wenigen im Range der abermals ganz wenigen Gattungen von Tonarten stehen, die wir heute besitzen. Daß man dagegen über diese Beschränkung auf die Dur-Tonart und auf eine sozusagen halbe Moll-Tonart, sowie auf deren Grundakkorde hinauskomme, scheint uns eine der wichtigsten Fragen in der Tonkunst zu sein. Was wir da seit dem Mittelalter verloren haben, wird lange noch nicht durch andersartige Gewinne wettgemacht.

Klara Rahn gehört zu den besseren Sängerinnen, mit sonorem, aber etwas herbem Klangcharakter, während einzelnes noch manche Verfeinerung vertragen könnte. Ihren wir nicht, so mehrten sich in der jüngsten Zeit bei Sängerinnen gegenüber den silberhellen hohen Sopranstimmen einigermaßen die dunkleren Stimmen (was noch nicht eine größere Tiefe bedeutet) und selbst die tieferen Stimmen. Dies führt uns nun zu einer Angelegenheit, die jetzt in kleineren Kreisen viel besprochen wird, und der wir glauben, auch eine größere Bedeutung für weitere Kreise abgewinnen zu können.

Wer sich mit Gesangsdingen abgibt, macht bald die Erfahrung, daß die Mädchen, die sich fürs Singen interessieren, zu allermeist nach dem Singen der hohen Sopranes, streben. Der Grund davon scheint uns nicht lediglich in einem naheliegenden Bedürfnisse nach Teilnahme an den führenden Stimmen zu liegen; oder es ist dies höchstens ein weit zurückliegender historischer Grund. Auch bei unzuverlässigen Gesangslehrern und Gesangslehrerinnen besteht eine Neigung, Soprane zu bevorzugen. „Sehen Sie, vor einem halben Jahre waren Sie noch Alt; jetzt sind Sie bereits Sopran“: so soll einmal eine Sopranzuchtlerin zu einer Schülerin gesagt haben, und wenn's nicht wahr ist, so kann es doch gut erfunden sein. Verfolgen wir unsere Opernliteratur in die Vergangenheit zurück, so finden wir namentlich im 18. Jahrhundert eine beinahe völlige Alleinherrschaft des Sopranes. Das kann doch nicht bloß auf eine allgemeine Jagd nach führender Stimme zurückzuführen. Vielmehr scheint uns wenigstens ein Hauptgrund darin zu liegen, daß der Sopran besser als jede andere Stimmlage, jedenfalls besser als der Alt, zu einem leeren Spiel von Verzierungen geeignet ist. Eine Kunst, die sich von den ihr nötigen intimen Beziehungen zur Natur und speziell von ihrer eigenen Ausdrucksbedeutung abwendet, wird leicht in jene Einseitigkeit fallen. Auch die bekannte Herrschaft der Soprane von Kastraten dürfte damit in Zusammenhang stehen.

Noch auf einem Gebiete hat sich diese Ungleichmäßigkeit geltend gemacht, doch ohne daß man sie recht merkte. Das Streichquartett, eine der herrlichsten Stätten unserer Kompositionskunst, will eine unmittelbare instrumentale Anwendung des vierstimmigen Sazes sein. Tatsächlich aber ist es zum Teil ein Duett von zwei sopranartigen Instrumenten mit Bassbegleitung und einer mittleren Füllstimme. Daß trotzdem in dieser Gattung unsere klassischen Meister weit mehr geleistet haben, als in jenem Rahmen gegeben ist, zeugt von ihrer Bedeutung, nicht von der dieses Rahmens. Wir haben vor anderthalb Monaten diese Dinge ausführlicher besprochen und dabei auch das „Neue Deutsche Streichquartett“ erwähnt. Nun ist dieses nach Berlin gekommen und hat uns einiges vorgespielt, zuerst in einer geschlossenen Soiree, bei der sich einige unserer führenden Männer lebhaft für die Neuheit interessierten, und dann in einem Konzerte des „Berliner Tonkünstlervereines“. Es handelt sich um eine Zusammenziehung des Streichquartettes, die ein getreues Abbild der menschlichen Singstimmen sein soll. Das oberste Instrument ist unsere bisherige Geige. Das zweite Instrument, das als der menschlichen Altstimme entsprechen soll, ist nicht mehr ein zweites, sonst gleiches Exemplar der Geige engeren Sinnes, sondern ein wirkliches Altinstrument, nämlich die wohlbekannte Bratsche, nur daß diese durch eine fünfte obere Saite für die höheren Tonregionen ergänzt ist (ein Versehen lieh uns neulich leider von einer fünften tieferen Saite sprechen). Dann kommt an dritter Stelle ein Seitenstück zur menschlichen Tenorstimme: die Tenorgeige, ein kleineres Violoncell, das berufen ist, die bisher tatsächlich vorhandene und bedauerliche Lücke zwischen Bratsche und gewöhnlichem Violoncell auszufüllen. Das letztere bildet unverändert die vierte oder Bassstimme dieses neuen Quartettes. Braucht man noch einen Kontrabaß, so wird dieses alte Instrument nur so weit verändert, daß sein tiefster Ton um eine Terz niedriger liegt als bisher.

Der Schöpfer dieses Quartettes ist Musikdirektor Traugott Dohs aus Bielefeld. Er gab sich Mühe, in den beiden von uns ge-

hörten Konzerten die Sache genau zu erklären und namentlich auf die Art und Weise einzugehen, in welcher er sich an den Instrumentenbau von Professor Hermann Ritter anschließt, und in welcher Weise er darüber hinausgeht. Natürlich können wir uns hier nicht auf die technischen und historischen Einzelheiten einlassen und quittieren auch das Spiel der vier jungen Herren, welche zur Vorführung von Beispielen gekommen waren, mit dem, was da an Anerkennung möglich war. Im ganzen haben wir es also mit einem Klangcharakter zu tun, der beträchtlich dunkler ist, als der bisher gewohnte, und namentlich mit einer unfreitigen Erweiterung des bisherigen Instrumentalbestandes: mit der Tenorgeige, die für die Bratsche eintreten soll und nur um vier Töne tiefer ist als sie. Feltz Weingartner, der sich für diese Dinge ganz besonders interessiert, will sie auch im Orchester ausprobieren. Spielt man die bisherige Quartettliteratur mit den neuen Instrumenten, so bleiben allerdings einige Regionen von diesen unbenutzt; aber nun heißt es eben: Komponisten heraus und neu komponiert!

Der „Berliner Tonkünstlerverein“ hat durch seine Gastfreundschaft gegen dieses neue Unternehmen wiederum seine große Bedeutung erwiesen. Es gibt nicht bald eine Stätte, auf der so ohne Vorurteil und ohne Parteilichung das neue Produktive zum Worte geführt wird. Sein letzter Jahresbericht, der uns vorliegt, weist auf eine 60jährige Tätigkeit und auf ganz besonders günstige Aufschwünge in der letzten Zeit hin, die sogar zu einer Pensionsanstalt für deutsche Kontinentalisten helfen werden. Im übrigen würde dabei noch soviel Interessantes zu sagen sein, daß wir lieber schließen, als uns die Mühe einer unsicheren Auswahl zu geben. Vielleicht wird es dem Vereine auch möglich werden, an einem der bedeutungsvollsten Pläne unserer Zeit mitzuarbeiten: an dem Plane zur Schaffung einer deutschen Reichs-Musikbibliothek, der nun immer greifbarer wird. — sz.

Kleines feuilleton.

Kl. Im Patientenzimmer einer Berufsgenossenschaft. Es ist neun Uhr morgens. Das Wartezimmer ist heute ausnahmsweise gefüllt. Alles Opfer, die auf dem Schlachtfelde der Arbeit zu Schaden gekommen sind. Fast alle Bauberufe sind vertreten. Ungeduldig wartet alles auf Einlaß. Endlich öffnet sich die Tür, und mit einem tonoren „Guten Morgen, meine Herren!“ tritt der Heilgehilfe Drummert ein.

„Wer heute zum erstenmal hier ist, bitte, hervortreten. . . Sie haben doch die Vorladung mitgebracht?“

„Ja wohl!“
Er prüft die Papiere. „Bitte, kommen Sie zum Doktor.“ Zu den anderen gewandt: „Sie können auch eintreten.“

Die Kontrollmarken werden abgegeben, und nun trost sich jeder auf seinen Platz, jeder sucht sich nützlich zu machen. Da werden die verschiedenen Sorten Binden gelöst und auf der Wickelmaschine fein säuberlich gerollt, um nachher wieder Verwendung zu finden.

Das Zimmer ist mit orthopädischen Instrumenten angefüllt, und so mancher Seufzer wird von denen ausgestoßen, die zum erstenmal den Raum betreten.

Langsam beginnt die Unterhaltung; den meisten Stoff liefert die Krankheitsgeschichte.

„Ich bin mir neugierig, wie lange ich noch her muß. Ob ich überhaupt wieder arbeitsfähig werde. . .?“ stöhnt ein Zimmermann.

„Am besten ist, man hängt sich auf.“
„Das ist nicht so leicht, dazu gehört ein Strich,“ scherzt der Nachbar, ein Köpfer. „Ich bin auch bald 13 Wochen hier: Die Krankentasse ist bald abgelassen, nur möchten sie mich hier abschieben. Mit meinem Arm kann ich noch lange nicht arbeiten; ich bin nur gespannt, wie hoch die Rentenberechnung sein wird.“

„Heute muß ich Euch eine feine Geschichte erzählen,“ beginnt ein Rohrlieger.

„Alles horcht hin.“

„Vorgestern bekomme ich eine Karte von meinem Chef, ich möchte mich vor den Feiertagen mal sehen lassen. Et, da fällt was ab zu Weihnachten sage ich zu meiner Frau. Ich gehe gestern hin und nach dem Comptoir. „Guten Morgen, das ist ja schön, daß Sie sich mal sehen lassen. Was macht Ihre Hand? Bald arbeitsfähig?“ fragte der Chef. Ich erwidere: „Ein paar Wochen werden noch vergehen, ich bin mit der Massage noch nicht fertig.“ „Sie rauchen doch?“ „Ja wohl,“ sage ich. „Hier haben Sie auch was für die Feiertage.“ Ich nehme mein Palet, wünsche vergnügte Feiertage und schiebe los. Untertwegs mache ich das Palet auf, und siehe, 25 Zigarren sind darin.“

„Alles lacht. Der Heilgehilfe, der emsig mit Massieren beschäftigt ist, ruft: „Machen Sie doch nicht so einen Krach! Der Doktor wird bald rauskommen.“

Die Tür des Nebenimmers öffnet sich, und der Chefarzt erscheint. „Guten Morgen! Heute alles so vergnügt? Bitte, einer nach dem anderen hereinkommen!“

Die Untersuchungen beginnen.

„Nun, wie geht es, mein Lieber? Noch Schmerzen?“ fragt der Doktor. „Es geht.“ Der Arzt untersucht die Wunde. „Tabellos, sehr schön! Die Hauptkappe ist baden.“ Der Assistentarzt sieht sich die Wunde ebenfalls an. „Wirklich, sehr schön!“ „Nicht wahr?“ erwidert der Chefarzt und zum Patienten gewandt: „Wir legen am Tage Vorfalbe darauf und abends einen feuchten Umschlag. Drummert bekommt näheren Bescheid.“

„Herr Doktor, ich möchte bitten um den Kontrollschein betreffs des Fahrgeldes.“

„Sie kommen zweimal täglich her.“

„Ja wohl!“

„Bitte, hier ist der Schein. Sie gehen in das Haus um die Ecke, parterre, Zimmer Nr. 7.“

Zimmer Nr. 7 ist ein Wartezimmer, verbunden mit einem abgepöppelten Bureauraum, in dem die Kassengeschäfte erledigt werden. An einem Schreibtisch sitzt ein junger Mann.

„Sie wünschen?“

„Bitte, hier ist der Kontrollschein.“

„Sie sind zum erstenmal hier?“

„Ja wohl.“

„Was fehlt Ihnen?“

„Fingerverletzung.“

„Sie heißen Söhler?“

„Nein, Söhler.“

„Aber hier fehlt ein t. . . Und wohnen Meiningenstraße in

Schöneberg.“

„Ja wohl.“

Der Beamte studiert den Stadtplan. „Na, das sind ja höchstens zwanzig Minuten bis hierher! Die können Sie doch laufen.“

„Sie werden erlauben, daß man die Strecke Weges auf dreiviertel Stunden schätzt. Uebrigens bin ich gewohnt, solche Touren zu fahren. Warum soll ich jetzt laufen, wo ich krank bin? Es ist doch mein bar ausgelegtes Geld!“

„Mit was für einem Wagen fahren Sie?“

„Sildring I und II.“

„Wir können nur eine Tour bewilligen; die andere Tour müssen Sie laufen.“

„Na, da werde ich mich beim Doktor beschweren. . .“

„Herr Doktor, ich komme vom Bureau. Mir wird mein Fahrgeld nicht bewilligt.“

„Ja, mein Lieber, bei Handverletzung wird nur eine Tour, bei Fußverletzung die ganze Tour bewilligt. Das sind Entscheidungen vom Reichs-Verkehrsamt, dagegen ist nichts zu machen.“ —

In dem Türrahmen erscheint ein Mann in den vierziger Jahren. Man sieht, daß ihm das Gehen schwer fällt. Von weitem schon ruft ihm der Doktor zu: „Nun, was bringen Sie denn Neues? Sie sind doch Maler?“

„Ja wohl, Herr Doktor. Ich habe versucht, zu arbeiten. Drei Wochen ist es gegangen. Da hatte ich eine sogenannte „Parterre-Arbeit“, aber auf der Leiter halte ich es nicht aus mit meinem Fuß, namentlich wenn man mit der Leiter laufen muß.“

„So, so! Ziehen Sie mal den Stiefel ab.“

Der Fuß wird betastet, nach verschiedenen Seiten hin gedreht.

„Der Fuß ist sehr gut geheilt. Die augenblicklichen Beschwerden das ist Schwäche. Der Fuß muß jetzt wieder in Bewegung kommen. Also Bewegung, verstehen Sie! . . .“

Unterdessen wird im Nebenzimmer ein älterer Mann mühsam entkleidet. Seine Stimme ist fallend, das Augenlicht hat sehr gelitten, alles Röhnungserscheinungen. „Er ist Ganzinvalid geworden durch eine Leuchtgasvergiftung,“ erklärt mir mein Nachbar. „Wenn seine Angehörigen schlau sind, so beantragen sie die Hilflosenrente. Mir tut der arme Mensch leid.“

„Wenn man so ein Elend sieht, ist man immer froh, wenn man wieder draußen ist,“ beginnt ein Maurer. „Die Hälfte von dem Elend könnte vermieden werden, wenn ein wirklicher Bauarbeiter-schutz durchgeführt wäre, mit Kontrolleuren aus der Arbeiter-schaft. Und gerade wir sind berufen, hier agitatorisch vorzugehen, weil wir das Elend am eigenen Leibe verspürt haben.“ —

u. Magnetisierte Stimmgabeln. Von Alters her werden die Stimmgabeln zum Stimmen von Musikinstrumenten benutzt, weil sie einen reinen, klaren, von Nebengeräuschen fast völlig freien Ton haben und weil sie den Ton, auf den sie einmal abgestimmt sind, sehr lange Zeit unverändert beibehalten. Aber vor einer Sache muß man die Stimmgabeln sorgfältig hüten: Man darf sie nicht magnetisieren. Denn wenn eine solche Gabel magnetisiert ist, üben ihre Zinken einen solchen Einfluß aufeinander, daß sie ganz anders schwingen, also auch einen ganz anderen Ton angeben, als wenn sie nicht magnetisiert sind. Nun wird sich wohl kaum jemand den Spaß machen, eine brauchbare Stimmgabel mit Absicht zu magnetisieren; aber bei den heute vielfach vorhandenen elektrischen Anlagen kann es leicht vorkommen, daß man mit einer Stimmgabel in der Nähe an eine im Betrieb befindliche kräftige Dynamomaschine herantritt; schon diese Nähe der elektrischen Maschine kann es bewirken, daß die Stimmgabel, an die man vorher gar nicht dachte, ganz unbrauchbar wird, wie ja bekanntlich auch Uhren, die man in die Nähe einer elektrischen Maschine brachte, in vielen Fällen verdorben sind. —

Kulturgeschichtliches.

a. Ärzte und Heilkunde in früheren Zeiten. Von allen Zweigen der Wissenschaft waren im Mittelalter Medizin und Naturwissenschaften am meisten vernachlässigt worden. Jahrhunderte hindurch war man in diesen beiden Disziplinen nicht einen Schritt vorwärts gekommen. Lehnte man doch an den Universitäten noch im 16. Jahrhundert nach den Schriften des Hippokrates, Galenus und Avicenna. Von anatomischen Kenntnissen fand sich keine Spur und selbst die Chirurgie lag im 13.—14. Jahrhundert noch so im Argen, daß die Ärzte einen einfachen Weindruck nicht zu heilen im stande waren. Als Leopold der Tugendhafte bei einem

Tournoi zu Grätz mit dem Pferde stürzte, brach er ein Bein. Da eine Heilung unmöglich schien, verlangte der Herzog, man sollte ihm das Bein abnehmen. Dazu wollte sich jedoch kein Wundarzt verstehen. Schließlich nahm der Herzog die Amputation selbst vor. Er setzte ein Handbein auf das Bein und befahl seinem Kammerer, darauf loszuschlagen. Bald darauf trat der Brand ein, und die Ärzte entwichen mit der Entschuldigung, daß sie den Geruch nicht vertragen könnten. Im Jahre 1295 war dem Herzog Albrecht von Oesterreich Gift beigebracht worden. Die Ärzte konnten dem Gifte nicht anders zu Leibe gehen, als daß sie den Herzog an den Füßen aufhängen, damit das Gift aus Augen, Ohren und Munde auslaufen sollte. Einer ähnlichen Kur wurde später der Kaiser Sigismund unterzogen, während schon früher der Sohn des Böhmenkönigs Ottolar, den man von seiner Mutter Kunigunde vergiftet wähnte, auf gleiche Weise behandelt worden war. Unwissenheit und tiefster Aberglaube stritten bei den Ärzten um den Vorrang.

Neben den Juden waren die Geistlichen im Mittelalter die gesuchtesten Ärzte, namentlich die Benediktiner standen in großem Ruf. 1499 findet sich unter den praktizierenden Ärzten zu Frankfurt a. M. noch ein Geistlicher. Aber auch sie wußten außer den einfachsten Handgriffen und Heilmitteln nichts. Wenn sie sich nicht mehr zu helfen wußten, appellierten sie an die Heilkräftigkeit kirchlicher Reliquien und Heiligenbilder, die alle wahrhaft guten und frommen Menschen von ihren Krankheiten und Leiden unfehlbar heilen und befreien sollten. Jüdische Ärzte und Ärztinnen finden sich schon frühzeitig in den Registern der größeren deutschen Städte. So hatte der Erzbischof Bruno von Trier (1102—1124) einen jüdischen Arzt. 1393 fungierte die Jüdin Selesheid als Ärztin in Frankfurt a. M., wie denn Jüdinnen sich ziemlich häufig in dem Frankfurter Ärzteregeister finden. 1394—95 war der Jude Salman Fleisch Frankfurter Stadtarzt und drei Jahre später belleidete sein Glaubensgenosse Isaac die gleiche Stelle.

Auch Straßburg besaß viele jüdische Ärzte, 1453 stand daselbst der jüdische Arzt Jacob in sehr großem Ansehen. Die Stadtlärzte damaliger Zeit waren verpflichtet, den kranken Bürgern beizustehen, die Armen event. umsonst zu behandeln, den Dienst in den Spitälern zu versehen und die Truppen in das Feld zu begleiten. 1396 wurde in dem Treffen von Kronenberg ein Frankfurter Arzt, der als Bruch- und Hodenschneider bezeichnet wird, gefangen. Das Gehalt der Stadtlärzte war nicht eben hoch. Von 1348—1500 schwankt dasselbe zwischen 10—100 Gulden, daneben gab es noch feines Tuch für einen oder zwei Röcke oder Geld zum Pelzfutter. Von den städtischen Wächtern und Weeden, dem städtischen Umgeld, dem Wahlgeld usw. waren sie frei. Jüdische Stadtlärzte zahlten auch keine Judensteuern. Der älteste Dienstbrief eines Frankfurter Stadtarztes, der in den Archiven noch vorhanden, ist derjenige des Meisters Hans des Wolfes vom Jahre 1381. Schon früh schieden sich die Ärzte in gewisse Spezialfächer. 1404 war Meister Heinrich Drubel Wundarzt in Frankfurt, 1431 die Jüdin Berline Augenärztin, daneben gab es Zahnärzte sowie Bruch- und Steinschneider.

Trotz ihrer geringen Kenntnisse waren die Ärzte im Mittelalter jederzeit sehr gesucht und geschätzt. Es gab deren nicht viel, und selbst wichtige Orte mußten einen solchen entbehren. Orte wie Gießen, Marburg, Bacharach, Oberwesel hatten keinen Arzt.

Ja, Bodmann behauptet in seiner rheinischen Geschichte, daß im ganzen Mittelalter im Rheingau kein Arzt ansässig gewesen. Aus diesem Grunde trieben die Ärzte ihr Handwerk oft im Umherziehen. Sie priesen in markt-schreierischer Weise ihre Heilkünste an.

Der Mangel an Ärzten veranlaßte auch die Väter oder Scherer, die Heilkunst in ausgedehntem Maße zu betreiben. Sie waren besonders Wundärzte, schlugen Ader und zogen Zähne, und künftige Ärzte begannen ihre Laufbahn oft in den Badstuben. Diese Badstuben galten für die leidende Menschheit damals als hauptsächlichste Heilstelle, hierhin wandten sie sich bei Krankheitsfällen immer zuerst. Oft aber schädeten die Badstuben mehr als sie nützten. Sie wurden der in ihnen herrschenden Unsauberkeit wegen wahre Anstehungsherde für die Gesunden. 1433 mußte der Rat von Frankfurt der Kunst der Scherer die Verpflichtung auflegen, keine Auswägigen zu scheren oder zu Ader zu lassen. Dieses Aderlassen, verbunden mit furchtbarem Burgieren und Schwitzen war eine wahre Geißel für die Kranken des Mittelalters und gab gar manchem vollends den Rest. Ja, die Behörden verordneten den Aderlaß nach vorher festgesetzten Terminen, und in den Badstuben hingen sogenannte Aderlaßzettel aus, in welchen amtlich festgesetzt wurde, wann und wie oft im Jahre jeder lokale Bürger sein Blut sich gegen schweres Geld abzupfen lassen sollte.

Die angewandten Heilmittel waren einfach grotesk. Das Blut von Kröten, Schlangen, Molchen, Leichenteile der Geheften usw. waren gesuchte Heilmittel und fanden Verwendung bei unzähligen Lebenseligieren. Die seltenen Apotheken, die ziemlich spät in die deutschen Städte Eingang fanden (die erste Apotheke wird 1285 in Augsburg, 1295 eine in Freiberg erwähnt, Leipzig erhielt seine erste Apotheke, die zum Löwen, 1409 mit der Gründung der Universität) entwickelten sich der Unsummen von naturgeschichtlichen Kuriositäten, wegen, die sie als Heilmittel benutzten, zu wahren Naturalienkabinetten. Dabei waren diese Arzneimittel oft außerordentlich kostbar. So schrieb man den ostpreussischen Elentier-Klauen sowie dem Bernstein ganz erstaunliche Kraft zu, sodaß der Ordensmeister

von Preußen einen ganz schwunghaften Handel mit diesen beiden Artikeln treiben konnte. Gepulverte Edelsteine und Perlen galten ebenfalls als außerordentlich heilkräftig, und Papst Clemens VII. verschluckte während einer Krankheit binnen wenigen Tagen für 40 000 Dukaten gepulverte Perlen. Auch Tabak, Tee und Kaffee galten bei ihrer Einführung zunächst als Heilmittel. Vom Tabak behauptete man: „Der Tabak macht Niesen und Schlafen, reinigt Gaumen und Haupt, vertreibt die Schmerzen und die Müdigkeit, stillt das Zahnweh, behütet den Menschen vor der Pest, verjaget die Läuse, heilet den Grund, Brand, alte Geschwüre, Schaden und Wunden. Kaffee galt als ein Mittel gegen Geilheit, und vom Tee schrieb der brandenburgische Leibarzt Bontekoe 1667, um recht gesund zu sein, müsse man täglich 100—200 Tassen Tee trinken.

Diese ganz allgemeine Unwissenheit der Ärzte dauerte bis zum 18. Jahrhundert. Paris galt im 17./18. Jahrhundert für eine berühmte Hochschule für Medizin. Aber die Herzogin von Orleans, die pfälzische Elisabeth Charlotte, findet in ihren Briefen nicht Worte genug, die Unwissenheit der Pariser Ärzte zu schildern. Sie behauptet, daß die Ärzte Ludwig XIV. durch Aderlassen, Burgieren und Schwitzen getötet, ebenso wie sie die Gemahlin des Königs auf dem Gewissen hätten. Die Dauphine sei von den Ärzten umgebracht worden, weil man sie, die die Nötheln hatte, im vollen Schweiß aufstehen und am Fuße zur Ader lassen. Besonders gefährlich war diese Unwissenheit für die Neugeborenen und die Wöchnerinnen. Zu Hunderten, schreibt die entrißene Pfälzerin, schickten die Ärzte die armen Kleinen ins Jenseits. Auch die Behandlung der Wöchnerinnen sei einfach barbarisch. Die Dauphine, bemerkt sie einmal, hat man im Kindbett so übel traktiert, daß sie schief geworden. Vorher hatte sie eine gar artige Taille. Und dies war die ärztliche Behandlung der Hofkreise. Wie mag man erst das arme Volk behandelt haben?

Noch finsterner sah es in den Köpfen der spanischen Ärzte aus. Der spanische Geschichtschreiber Rio gibt dafür einen ausdünstigen Beweis. 1760 machte jemand in Madrid den Vorschlag, die dortigen Straßen von ihrem Schmutz und Unrat zu reinigen. Da das Volk an diesen Schmutz und diese Unreinlichkeit seit altersher gewohnt, sich einer solchen Neuerung widersetzte, wurden die Madrider Ärzte von der Regierung zu einem Gutachten über diese Maßregel aufgefordert. Die Ärzte erklärten, daß der Dreck bleiben müsse. Ihr aus dem Wege zu schaffen, sei eine Neuerung, und von Neuerungen könne man unmöglich die Folgen voraussehen. Ihre Vorfahren hatten sich nicht einfallen lassen, die Straßen zu reinigen, warum sollten sie es tun? Ihre Vorfahren wären weise Leute gewesen und hätten gewiß gewichtige Gründe für ihre Handlungsweise gehabt.

Selbst der Geruch, über den sich einige beklagten, sei höchstwahrscheinlich gesund. Denn die Luft sei scharf und schneidend und höchstwahrscheinlich machten üble Gerüche die Atmosphäre gewichtiger und nähmen ihr so einen Teil ihrer schädlichen Eigenschaften. —

Notizen.

— Karl Spitteler hat den ihm zugesprochenen Bauernfeld-Preis (800 M.) abgelehnt. Man möge die Summe einem Schriftsteller geben, der „das Geld nötig habe“. Das Bauernfeld-Kuratorium konnte darauf nicht eingehen. Nun soll Spitteler den Betrag einem in Norddeutschland lebenden Dichter zugewandt haben. —

— J. E. Porizky gesteht in einer Zuschrift an das „B. L.“, aus Turgenjew abgeschrieben zu haben. Er habe damals gerade Geld gebraucht. Andere, vor ihm, hätten das auch so gemacht. — „Der Bräutigam wider Willen“, ein neues Stück von D. J. Bierbaum, wird Ende Februar am Hoftheater zu München die Uraufführung erleben. —

— Im Monat Februar wird im Neuen königlichen Operntheater (Kroll) nicht gespielt. —

— Zur Gründung eines Thüringischen Städtebund-Theaters hat sich in Eisenach ein finanzielles Komitee konstituiert. —

— Hans Pfitzners Oper „Die Rose vom Liebesgarten“ geht am 2. Februar in der Wiener Hofoper zum erstenmal in Szene. —

— Im National-Theater wurde 42 Mitgliedern gekündigt. —

— Der jährliche Weltbedarf an Wolfram wird auf 1200 Tonnen geschätzt. In den letzten zehn Monaten hat Queensland allein 1000 Tonnen ausgeführt. —

— Auf dem Donnersberge (Milleschauer) bei Tepitz in Böhmen ist eine meteorologische Höhenstation erster Ordnung errichtet worden. Sie hat am Neujahrstage ihren regelmäßigen Betrieb aufgenommen. —

— Von 16 110 Pariser Gestellungspflichtigen dieses Jahres können 112 weder schreiben noch lesen, 110 können lesen, aber nicht schreiben, 569 schreiben und lesen, aber nicht rechnen. —

— San Francisco war vor 57 Jahren ein Dorf mit 456 Einwohnern, heute beträgt die Einwohnerzahl 342 000. Zu einer Reise von Antwerpen nach San Francisco brauchte man damals 9 Monate, heute dauert die Geschichte 12—13 Tage. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 8. Januar.